



CHRISTINE KABUS

INSEL DER BLAUEN GLETSCHER

NORWEGENROMAN



Inhalt

Cover

Weitere Norwegen-Romane der Autorin

Über dieses Buch

Über die Autorin

Titel

Impressum

Widmung

Zitate

Personen

Karten

Prolog

1

2

3

4

5

6

7

8

9

10

11

12

13

14

15

16

17

18

19

20
21
22
23
24
25
26
27
28
29
30
31
32
33
34
35
36
37
38
39
40
41
42
43
44
45
46
47
48
49
50
51
52
53
54
55

56

57

58

59

60

61

Danke

Fußnote

Weitere Norwegen-Romane der Autorin

Das Lied des Nordwinds

Töchter des Nordlichts

Das Geheimnis der Mittsommernacht

Im Land der weiten Fjorde

Das Geheimnis der Fjordinsel

Über dieses Buch

Zwei Frauen, eine atemberaubende Landschaft und ein dunkles Geheimnis, das hundert Jahre unter dem Eis verborgen lag ...

Spitzbergen, 2013. Um für eine Reisereportage zu recherchieren, begibt sich die Journalistin Hanna auf den einsamen Archipel jenseits des Polarkreises. Dort lernt sie den Polarforscher Kåre Nybol kennen. Gemeinsam erkunden sie die einzigartige Landschaft Spitzbergens und kommen sich dabei allmählich näher. Doch als sie eine längst verlassene Bergbausiedlung am Kongsfjord besichtigen, macht Hanna im geschmolzenen Gletschereis einen grausigen Fund. Zusammen mit Kåre taucht sie tief in die Vergangenheit des entlegenen Archipels ein ...

Ruhrgebiet, 1907. Statt dem Wunsch ihrer Eltern zu folgen und sich einen Ehemann zu suchen, schließt die burschikose Emilie einen Pakt mit ihrem jüngeren Bruder Max: Sie wird an seiner Stelle an der geplanten Arktisexpedition teilnehmen – verkleidet als Mann. Doch schon bald ahnt sie, dass sie nicht die einzige ist, die etwas zu verbergen hat. Mindestens einer der Männer hütet ein dunkles Geheimnis, dessen Aufdeckung er um jeden Preis zu verhindern sucht ...

eBooks von beHEARTBEAT – Herzklopfen garantiert.

Über die Autorin

Christine Kabus, 1964 in Würzburg geboren, arbeitete nach ihrem Studium der Germanistik und Geschichte als Dramaturgin und Lektorin bei verschiedenen Film- und Theaterproduktionen, bevor sie sich 2003 als Drehbuchautorin selbstständig machte. Schon als Kind faszinierte sie der hohe Norden. Vor allem die ursprüngliche, mythische Landschaft Norwegens beflügelte ihre Phantasie. Sie begann, die Sprache zu lernen und sich intensiv mit der Geschichte Norwegens zu beschäftigen – auch mit den dunklen Seiten wie in »Töchter des Nordlichts«. Insgesamt liegen bei Bastei Lübbe sechs Norwegen-Romane von Christine Kabus vor.

CHRISTINE KABUS

INSEL DER BLAUEN GLETSCHER

Norwegen-Roman



beHEARTBEAT

Digitale Neuauflage

»be« – Das eBook-Imprint der Bastei Lübbe AG

Copyright © 2015/2021 by Bastei Lübbe AG, Köln

Textredaktion: Ulrike Brandt-Schwarze, Bonn

Covergestaltung: © Johannes Wiebel | punchdesign unter Verwendung von

Motiven von © shutterstock/BMJ; © shutterstock/Rigamondis

eBook-Erstellung: Jilzov [Digital Publishing](#), Düsseldorf

ISBN 978-3-7517-1626-0

be-ebooks.de

lesejury.de

Für Traute

»Eigentlich sollte ein Jahr in der Arktis für jedermann
obligatorisch sein! Dort würde jeder erfahren,
was in der Welt wichtig ist und was nicht.
Was zählt und worauf es im Leben ankommt.
Jeder würde auf sein natürliches Maß reduziert werden!«

*(Christiane Ritter, Autorin von Eine Frau erlebt die
Polarnacht, 1938)*

»Selbst einem gottbegnadeten Dichter fehlen die Worte,
diese Natur zu schildern. Denn über dem Ganzen ruht
etwas,
was sich durch die Sprache nicht vermitteln läßt.«

(aus: Adolf Miethe, *Mit Zeppelin nach Spitzbergen*, 1911)

Personen

1907

FAMILIE BERGHOFF

Gustav Berghoff (59) ∞ Irmhild (48) geb. Hardenrath

Emilie (21)

Friedrich (26) verheiratet mit Klothilde (23)

Maximilian (Max) (19)

Tante Franziska (Fanny) (52), geb. Hardenrath ∞ Adrian
(Addy) von Spilow (55)

Großmutter Hedwig Hardenrath (73)

TEILNEHMER DER SPITZBERGEN-EXPEDITION

Beat Späni (50), Geologe aus Basel

Antonio Lancetta (40), Meteorologe aus Bologna

William Lewis (25), Ornithologe aus Newcastle

Leonid (52), ein schweigsamer Russe

Ottokar Poske (30), ein deutscher Leutnant Feldwebel Kuhn
(45)

Arne Koldvik (27), Trapper auf Spitzbergen

2013

FAMILIE KELLER

Hanna (45), geb. Vogel, Reisereporterin

Mia (20), ihre Tochter, Studentin

Lukas (18), ihr Sohn, Abiturient

Thorsten (48), ihr Ehemann, Manager

Kåre Nybol (54), Polarforscher

Leif (60) und Line (58), Geobiologen; ihr Sohn Bengt (30),
Meteorologe und Pilot

Spitzbergen (Hauptinsel des Archipels *Svalbard*)

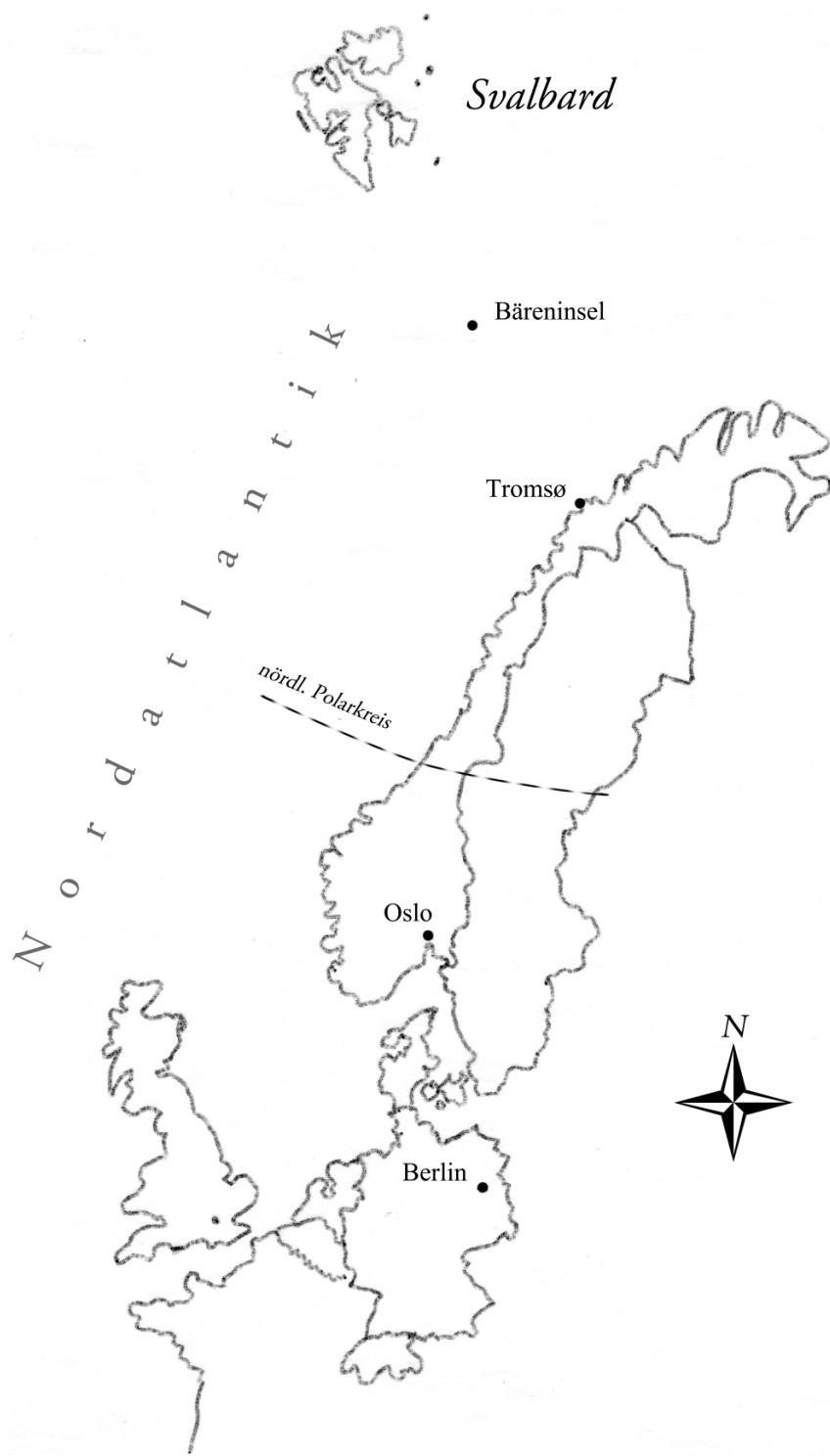


Alternative Bezeichnungen

Krossfjord - Cross Bay - Kreuzbai

Kongsfjord - Kings Bay

Isfjord - Eisfjord



Prolog

Der Vorhang hob sich und gab den Blick frei auf mehrere Paare, die zu den Klängen eines Walzers unter einem riesigen Kristallkronleuchter tanzten. Dem Bühnenbildner war es gelungen, mit sparsamsten Mitteln die festliche Stimmung eines Ballsaals des *Fin de Siècle* heraufzubeschwören. Im warmen, an Kerzenschein erinnernden Licht leuchteten goldfarbene Wandverzierungen und die Kordeln der schweren Samtvorhänge, die die großen Fenster im Hintergrund einrahmten. Die Tänzer trugen Fräcke und Zylinder, ihre Partnerinnen stark taillierte Kleider, lange Handschuhe und mit Federn und Blumen verzierte Hüte auf hochtoupierten Frisuren. Fasziniert betrachtete Hanna, die im ersten Rang des Nürnberger Staatstheaters saß, die eleganten Bewegungen, schwerelosen Sprünge und Pirouetten der Paare, die den Boden kaum zu berühren schienen.

Nach einer Weile mischten sich die Schläge eines Metronoms in die Musik, was den abgezirkelten Schrittfolgen eine statische Note verlieh und in Hanna ein vages Gefühl der Beklemmung hervorrief. Auch eine Tänzerin in einem hellblauen Kleid schien genug von der zeremoniellen Choreografie zu haben, denn sie löste sich von ihrem Partner, befreite sich von Hut und Handschuhen, öffnete ihren Dutt und schüttelte ihre langen Locken. Anmutig schwebte sie auf den Zehenspitzen kreuz und quer durch den Raum, versuchte hüpfend die geschliffenen Glasscheiben des Leuchters zu berühren und imitierte neckend das förmliche Gebaren der anderen Tänzer.

Die Bühne drehte sich, und der Platz vor dem Gebäude mit dem Ballsaal war zu sehen. Hinter hell erleuchteten

Fenstern zeichneten sich wie Schattenrisse die Silhouetten der tanzenden Paare ab. Die Szenerie davor war in ein dämmriges Blau getaucht. In die spätromantische Musik, die gedämpft aus dem Festsaal drang, mischten sich expressionistische Klänge und eigenwillige Rhythmen. Ein zierlicher Tänzer in einem eng anliegenden dunklen Trikot und einer Kappe, die seine Haare verbarg, erschien. Er wirbelte so intensiv und dynamisch umher, dass Hanna sich unwillkürlich straffte und aufrecht auf der Kante ihres Sessels sitzend seine ausdrucksstarken Bewegungen und raumgreifenden Sprünge verfolgte. Er strahlte eine Lebensfreude und Sinnlichkeit aus, die sie in ihren Bann zogen und eine Sehnsucht in ihr erweckten, die sie nicht in Worte fassen konnte.

Erneut drehte sich die Bühne – zurück zum Ball, wo die Paare nun zu einer Gesellschaftstanz-Aufstellung genommen hatten. Der warme Lichtton war einem fast unerträglichen Gleißern gewichen, das jeden Winkel erhellte. Wieder büxte die lockige Tänzerin aus, doch dieses Mal wurde sie von ihrem Partner eingefangen und an ihren Platz zurückgezwungen. Auch die anderen Tänzer achteten nun darauf, dass sie sich nicht aus der Reihe entfernte. Die zunehmende Panik, mit der sie sich freikämpfen und zu den Fenstern fliehen wollte, ging Hanna ans Herz. Sie musste an die Amsel denken, die sich einmal in ihr Schlafzimmer verirrt hatte und auf der Suche nach einem Ausweg aufgeregt herumgeflattert war, bis es Hanna endlich gelang, sie zum offenen Fenster zu dirigieren.

Während Hanna noch mit der Tänzerin litt und ihr das Gelingen ihrer Flucht wünschte, wendete sich die Bühne wieder zum blauen Platz, auf dem sich die Stimmung ebenfalls änderte. Das Licht wurde kälter und erzeugte eine unwirtliche, bedrohliche Atmosphäre. Der zierliche Tänzer wirkte zunehmend verloren und schutzlos. Dissonante Töne und abrupte Tempiwechsel verstärkten

diesen Eindruck und sorgten dafür, dass sich Hannas Herzschlag beschleunigte. Die Einsamkeit des Tänzers, der immer wieder sehnsüchtige Blicke in den Ballsaal warf, rührte sie unmittelbar an.

Wieder drehte sich die Bühne zurück ins Innere des Gebäudes. Auf dem Fest hatten die Paare aufgehört zu tanzen und sich wie eine Mauer vor die Fenster gestellt, um die lockige Ballerina von ihnen fernzuhalten. Wie bei einem Spießrutenlauf trieben sie sie einander in die Arme.

Ein letzter Szenenwechsel führte auf den Platz, auf dem der Tänzer der Ballerina zu Hilfe kommen wollte und begann, die Hausfassade zu erklimmen. Sie war zu glatt. Er rutschte ab, ging zu Boden, rappelte sich wieder auf und versuchte mit immer waghalsigeren Sprüngen, die Fenstersimse zu erreichen. Mit angehaltenem Atem verfolgte Hanna seine wachsende Verzweiflung, die sie körperlich nachempfand.

Schließlich griff er nach einem großen Stein und warf ihn in eine Scheibe. Es klirrte. Die Bühne wurde schlagartig dunkel. Die Musik setzte ein paar Takte lang aus. Auch im Zuschauerraum herrschte atemlose Stille.

Zaghaft fragend erklang eine Violine. Ein Lichtkegel glomm auf, irrte suchend über den Boden und verharrte auf einem hellblauen Kleid. Der zierliche Tänzer eilte aus dem Dunkel herbei und hob es auf, drückte es an seine Brust und drehte sich mit glücklichem Lächeln um sich selbst. Das Orchester setzte ein, eine Melodie voll lyrischer Poesie schwoll an. Der Tänzer fand zu seinen kraftvollen Bewegungen zurück. Immer schneller wirbelte er um seine Achse und riss sich schließlich mit einem triumphierenden Lachen die Kappe vom Kopf. Lange Locken wallten über seinen Rücken.

Hanna sog scharf die Luft ein und blinzelte verdutzt. Erst in diesem Augenblick begriff sie, dass die beiden Rollen von ein und derselben Ballerina getanz worden waren. Noch ganz benommen von der aufwühlenden

Darbietung fiel sie in den aufbrandenden Applaus ein, in den sich viele Bravo-Rufe mischten.

1

Elberfeld, Mai 1907

Das erste Ständchen an ihrem einundzwanzigsten Geburtstag bekam Emilie frühmorgens von der Mönchsgrasmücke, die ihr Nest auch in diesem Jahr wieder in der Fliederbuschlaube hinterm Haus gebaut hatte. Sie öffnete die Augen und lauschte ein paar Atemzüge lang der fröhlichen Melodie, die von den Glockenschlägen einer Kirche unten in der Nordstadt untermalt wurde. Sechs Uhr. Emilie schlug die Daunendecke zurück und schwang die Beine über den Bettrand. Mit zwei Schritten war sie am Fenster, zog die schweren Samtvorhänge zurück und beugte sich hinaus.

Der Garten unter ihr lag noch im Dämmer, während die aufgehende Sonne den Himmel erhellte und die Knospen an den oberen Ästen des Magnolienbaums, der inmitten eines Rasenrondells wuchs, rosig aufleuchten ließ. Über Nacht hatte es geregnet. In der kühlen Luft lag der Geruch nasser Erde, in den sich ein Hauch von Fliederduft und das würzige Raucharoma eines Holzfeuers mischten, das vermutlich gerade vom Küchenmädchen angeschürt worden war.

Emilie wandte sich vom Fenster ab, zog das Nachthemd aus, streifte sich das Hauskleid aus hellgrauem Kattun über, das sie sich vor dem Schlafengehen zurechtgelegt hatte, und schlüpfte in ein Paar ausgetretene Halbschuhe. Die Morgentoilette musste warten. Sie fuhr sich mit beiden Händen durch die dunkelbraunen Haare, die ihr bis zur Mitte des Rückens reichten, und band sie mit einer Schleife

zu einem lockeren Pferdeschwanz. Auf dem Weg zur Tür warf sie einen flüchtigen Blick in den Spiegel der Frisierkommode, die an der Wand gegenüber dem Bett stand. Wie alle Möbel in ihrem Zimmer war sie weiß gestrichen und mit einem blassblauen Blumenmuster verziert – ein Dekor, das sie vor zehn Jahren wunderschön gefunden hatte. Ebenso wie die mit Schmetterlingen bemalte Tapete, mit der auch die Zimmer in dem Puppenhaus beklebt waren, das in einer Ecke stand und samt seinen kleinen Bewohnern seit Jahren vergeblich darauf wartete, dass jemand mit ihm spielte.

Für eine junge Frau, die an diesem Tag volljährig wurde, war die Einrichtung entschieden zu kindlich. Emilies Vater, dem sie deswegen seit Wochen in den Ohren lag, war derselben Meinung. Eine angemessene Neumöblierung wollte er allerdings nicht in Angriff nehmen. Wenn es nach Gustav Berghoff ginge, würde seine Tochter in Kürze heiraten, selbst einen Hausstand gründen und ausreichend Gelegenheit haben, sich nach ihrem Geschmack einzurichten.

Emilie zog bei dem Gedanken die Brauen zusammen, die sich zum Leidwesen ihrer Mutter nicht in feinen Bögen wölbten, sondern gerade und buschig über den Augen wuchsen. Auch die roten Wangen, die ebenmäßigen, ein wenig kantigen Gesichtszüge und die sportlich-muskulöse Statur Emilies entsprachen nicht gerade dem Idealbild einer höheren Tochter, das Irmhild Berghoff vorschwebte: einem anmutigen Geschöpf mit zierlicher Figur, herzförmigem Gesichtchen und blassem Teint. Einzig die seelenvollen Augen, die goldbraun schimmerten, und die dichten, glänzenden Haare versöhnten die Mutter mit dem Aussehen ihrer Tochter. Emilie streckte ihrem Spiegelbild die Zunge heraus, griff nach einem wollenen Schultertuch, öffnete vorsichtig die Tür und schaute in den Gang.

Zu dieser frühen Stunde herrschte in der ersten Etage der Berghoffschen Villa Ruhe. Ihr Vater, dessen

Schlafzimmer am Ende des Flurs lag, würde gegen sieben Uhr aufstehen und sich nach einem kurzen Frühstück direkt in seine Fabrik kutschieren lassen. Mit ihrer Mutter war nicht vor neun Uhr zu rechnen. Emilie war dennoch auf der Hut. Es brauchte niemand zu wissen, dass sie nicht in ihrem Bett lag. Sie huschte zur Treppe, die in einem Halbbogen an einer Wand entlang nach unten in die Halle führte, und hielt am unteren Absatz inne, um erneut zu lauschen. Leises Geklapper aus dem Haushaltstrakt rechts neben der Eingangstür verriet ihr, dass die Vorbereitungen für das Frühstück im Gange waren. Der Duft frisch gemahlenen Bohnenkaffees stieg ihr in die Nase. Einen Moment lang war sie versucht, sich in der Küche eine Tasse zu genehmigen und sich von Else, der Köchin, eine dicke Scheibe *Blatz*, Hefezopf mit Rosinen, geben zu lassen. Nein, besser nicht. Die Gefahr, dabei dem Kammerdiener ihres Vaters oder – schlimmer noch – der Zofe ihrer Mutter zu begegnen, war zu groß. Während Else und das Küchenmädchen dorthalten und der Herrschaft nichts vom morgendlichen Ausflug des gnädigen Fräuleins verraten würden, war Emilies Geheimnis bei den beiden anderen nicht gut aufgehoben. Zumindest die Kammerfrau würde es sich nicht nehmen lassen, Irmhild Berghoff die neueste Eskapade ihrer unbotmäßigen Tochter zusammen mit dem Frühstück, das sie ihr unter der Woche ans Bett brachte, brühwarm zu servieren – begleitet von Naserümpfen und missbilligendem Kopfschütteln. Ihre Vorstellung, wie sich eine junge Dame aus besseren Kreisen zu verhalten habe, war noch strenger und dünklicher als die ihrer Arbeitgeberin.

Emilie durchquerte die Halle und öffnete die Tür zum Raucherkabinett, dessen Fenster wie die des benachbarten Speisezimmers zum Garten hinausging, während der große Salon zur Straßenseite hin gelegen war. Die Bibliothek, wie ihre Mutter das kleine Zimmer mit den holzvertäfelten Wänden gern nannte – wegen des Regals mit Klassikern der

deutschen Literatur, die dort ihr unbeachtetes Dasein fristeten –, wurde selten genutzt. Seiner eigentlichen Bestimmung diente dieser Raum nur an Abenden, an denen die Berghoffs Gäste hatten. Aus Rücksicht auf seine Frau, der der Geruch kalten Zigarrenrauchs Kopfschmerzen bescherte, genoss Gustav seine Havannas außer Haus – in seinem Büro am Ende eines langen Arbeitstages oder bei Gesprächen mit Geschäftsleuten, die er gern im Restaurant vom Hotel Kaiserhof führte, der ersten Adresse Elberfelds, einer prosperierenden Industriemetropole im Bergischen Land. Emilie war die Einzige, die die Bibliothek regelmäßig aufsuchte. Nicht, weil sie eine ausgesprochene Leseratte gewesen wäre. Sondern wegen des Schiebefensters, das ihr bereits als Kind die unbemerkte Flucht in den Garten und den angrenzenden Park ermöglicht hatte.

Bevor sie nach draußen kletterte, umrundete Emilie die Ledersessel in der Mitte des Raums, um zu dem Vitrinenschrank zu gelangen, der dem Regal gegenüber an einer Wand stand. Hinter den blank geputzten Scheiben der oberen Hälfte funkelten geschliffene Gläser und Karaffen, in denen der Hausherr seinen Gästen nach festlichen Dinern Portwein, Sherry oder Cognac servieren ließ. Emilie zog eine Schublade im Unterschrank auf und entnahm einer Holzkiste eine dicke Zigarre, die sie in die Tasche ihres Kleides steckte. Einen Augenblick später rannte sie durch den Garten zu den Rhododendronbüschen, die im hinteren Teil wuchsen. Sie bog ein paar Zweige beiseite und schlüpfte hinter die Blätterwand. Ein kaum wahrnehmbarer Trampelpfad führte zu einem mannshohen Bretterzaun, mit dem das Grundstück umgeben war. Vor vielen Jahren hatte Emilie beim Spielen im Schutz der immergrünen Sträucher eine lose Latte entdeckt und damit die Möglichkeit, sich heimlich aus dem Garten zu entfernen. Sie schob das Brett beiseite, zwängte sich durch den Spalt auf die andere Seite und lief in den lichten Wald hinein, der sich vor ihr erstreckte.

Die Berghoffsche Villa lag am oberen Rand des Briller Viertels direkt am Stadtpark, der die Kuppe des knapp dreihundert Meter hohen Nützenbergs bedeckte. An dessen östlichem Hang hatten in den letzten Jahrzehnten zahlreiche Industrielle ihre Domizile errichtet, nachdem das dicht besiedelte Flusstal der Wupper keinen Raum mehr für großzügig geschnittene Privathäuser samt Gartengrundstücken bot. Das Bedürfnis, den Abgasen der unzähligen Fabrikschlote zu entfliehen, und der Wunsch nach Ruhe hatten die Stadtväter veranlasst, ein neues Wohnquartier für das Elberfelder Großbürgertum zu schaffen. Die Lage am Nützenberg erwies sich als ideal: Hier befand man sich sowohl in der Nähe einer großen Grünanlage als auch im Schatten des Westwindes, der die Ausdünstungen der großen chemischen Industrieanlagen und Textilfabriken transportierte.

Gustav Berghoff hatte seine Villa, die mit ihren Türmchen, Erkern und Balkonen an eine mittelalterliche Burg erinnerte, kurz nach Emilies Geburt erbauen lassen. An das alte Haus unten im Tal, in dem sie ihr erstes Lebensjahr verbracht hatte, konnte sie sich nicht mehr erinnern. Es hatte neben der Maschinenbaufirma gestanden, in der ihr Vater als Lehrling angefangen hatte, als sie noch eine kleine Werkzeugmanufaktur gewesen war. Zehn Jahre später hatte Gustav den Betrieb übernommen und binnen weniger Jahre zu einem florierenden Unternehmen ausgebaut. Das alte Wohnhaus hatte längst neuen Werkshallen weichen müssen.

Das Morgenkonzert unzähliger Meisen, Rotkehlchen, Dompfaffen und anderer Singvögel begleitete Emilie auf ihrem Weg zum Gipfel des Nützenberges. Bald wichen die Bäume des Waldes zurück und machten einer Parkanlage Platz, die der Elberfelder Verschönerungsverein in den 1870er Jahren angelegt hatte. In den Zweigen einer mächtigen Buche jagten sich zwei Eichhörnchen, im welken Laub des Vorjahres raschelte eine Spitzmaus, und hoch

über den Baumkronen kreisten zwei Bussarde, deren Schreie Emilie mit einer unbestimmten Sehnsucht erfüllten. Sie raffte den Rock ihres Kleides hoch und rannte los. Sie genoss die schnelle Bewegung, die sie ihren Körper spüren ließ und ihren Kreislauf in Schwung brachte. Sie verließ den gekiesten Weg und überquerte eine Wiese. Der Tau an den Gräsern durchnässte ihre Schuhe. Übermütig sprang sie über die niedrige Hecke am Ende der Rasenfläche und erreichte wenige Momente später ihr Ziel: die Kaiserhöhe, auf der sich ein Aussichtsturm erhob. Ihm gegenüber stand ein kleines Haus, auf das Emilie zuhielt.

Kurz bevor sie es erreichte, wurde die Tür geöffnet, und ein Mann mittleren Alters mit Schiebermütze und langer Schürze trat heraus. Als er Emilie entdeckte, breitete sich ein Lächeln auf seinem Gesicht aus, das von einem gewaltigen Backenbart eingerahmt wurde. Sie winkte ihm zu, froh, den Parkgärtner noch erwischt zu haben, bevor er zu seinem morgendlichen Rundgang aufbrach, Abfälle einsammelte, Hecken beschnitt, die Kieswege fegte und andere Arbeiten erledigte. Später würde er Schürze und Schiebermütze gegen eine schlichte Dienstuniform tauschen und in seiner zweiten Funktion als Turmwächter seinen Dienst versehen.

»Mo'n, Mo'n, Frollein Emilie«, sagte er in breitem Elberfelder Platt und lüftete seine Mütze.

»Guten Morgen, Anton«, antwortete sie. »Wie geht's?«

Er brummte etwas Unverständliches. Seinem entspannten Gesicht und der Tonlage entnahm sie, dass er zufrieden war. Anton war kein Mann der großen Worte. Er deutete auf den Turm und sah Emilie fragend an. Sie nickte, holte die Zigarre hervor und überreichte sie ihm. Antons Augen leuchteten auf. Er schnupperte mit einem genießerischen Lächeln daran, bevor er sie in die Tasche seiner Arbeitsschürze steckte. Als er die Hand wieder herauszog, lag ein Schlüssel darin, den er Emilie hinhielt.

»Vielen Dank. Ich leg ihn nachher unter den mittleren Blumentopf«, sagte sie und zeigte auf ein Fensterbrett, auf dem einige Tonschalen standen.

Anton zwinkerte ihr mit einem verschwörerischen Lächeln zu, schulterte einen Rechen, der an der Hauswand lehnte, griff nach einem Eimer und stapfte davon.

Emilie lief zu dem aus grauem Stein gemauerten Turm und sprang die Stufen der Treppe hinauf, die in einem Bogen zum Eingang auf der Rückseite führten. Im Vorbeigehen warf sie einen Blick auf das aus rotem Sandstein gefertigte Stadtwappen Elberfelds mit dem zweischwänzigen Löwen, das über der Inschrift des Stifters thronte. Zehn Jahre zuvor hatte der Knopffabrikant Emil Weyerbusch, der wie Gustav Berghoff im Stadtrat saß, seinen Mitbürgern diesen Aussichtsturm errichten lassen. Die frühere Version aus Holz war baufällig gewesen und abgerissen worden. Wegen ihres schaurigen Geklappers in stürmischen Nächten hatte man ihr den Namen »Teufelsturm« gegeben, und nur wenige hatten sich getraut, sie zu besteigen.

Emilie war als Kind fest davon überzeugt gewesen, dass er von Werwölfen bewohnt war. Mit wohligem Gruseln hatte sie an den Lippen ihrer Oma, der Mutter ihres Vaters, gehangen, wenn diese ihr Legenden und Sagen aus der Gegend erzählte und die Welt ihrer Enkelin mit allerlei Kobolden, weißen Frauen, Zwergen und Ungeheuern bevölkerte. Sehr zum Unbehagen von Gustav und Irmhild Berghoff, die es nicht gern sahen, dass die ohnehin ausgeprägte Fantasie ihrer Tochter noch mehr angeregt wurde. Am meisten hatten Emilie die Werwölfe fasziniert. Die Vorstellung, sich in ein Tier zu verwandeln, war verlockend.

Der steinerne Nachfolger des Spukturms hingegen erfreute sich bei den Bürgern und Ausflüglern großer Beliebtheit – ebenso wie sein Stifter, der sich damit ein dauerhaftes Denkmal gesetzt hatte. Emilie erinnerte sich

noch gut an das verkniffene Gesicht ihrer Mutter, mit der diese der Eröffnungsfeier beigewohnt hatte. Wenn es nach ihr gegangen wäre, hätten die feierlichen Reden der Großzügigkeit ihres Mannes gegolten. Nachdem sie ihn vergeblich gebeten hatte, sich mit einer ähnlichen Spende zu verewigen, hatte sie ihn tagelang mit vorwurfsvollen Blicken und eisigem Schweigen für seine Weigerung bestraft – zunehmend irritiert, Gustav nicht zum Einlenken bewegen zu können.

Eine Erfahrung, die Irmhild nur selten machen musste. Die Tochter eines angesehenen Kölner Kaufmanns war es gewohnt, ihren Willen durchzusetzen – notfalls mithilfe schwerer Migräneanfälle. Emilie verfolgte immer wieder mit einer Mischung aus ungläubigem Staunen und Faszination, wie ihr Vater sich dadurch weichklopfen ließ. Sie hatte bislang nicht herausgefunden, ob er tatsächlich an die Kopfschmerzen seiner Frau glaubte – die sie regelmäßig heimsuchten, wenn sie mit ihrer Überredungskunst an ihre Grenzen stieß – oder nachgab, um den häuslichen Frieden wiederherzustellen. Umso bemerkenswerter waren die seltenen Gelegenheiten, bei denen Irmhilds Leiden nicht zum Ziel führten. Ein – in seinen Augen – nutzloses Bauwerk zu stiften, nur um seinen Namen zu verewigen, kam für Gustav Berghoff nicht in Frage. Er zog es vor, sein Geld, sofern er es nicht in seine Firma reinvestierte, in gut ausgestattete Wohnungen für seine Arbeiter zu stecken oder sozialen Einrichtungen zu spenden. Er hielt es für seine Pflicht, Benachteiligten zu helfen oder seinen Untergebenen ein gutes Leben zu ermöglichen. Sich dafür öffentlich ehren zu lassen widerstrebte ihm zutiefst.

Emilie schloss die Tür auf und stieg im Innern die Wendeltreppe hinauf zur Turmstube und weiter zur Aussichtsplattform, über der sich ein schlankes, rundes Türmchen mit Kupferdach erhob. So hatte sie sich als Kind das Gemäuer vorgestellt, in dem Rapunzel auf ihren

Prinzen wartete, und sich ausgemalt, wie es sich wohl mutterseelenallein lebte, hoch über den anderen Menschen, umgeben nur von Bäumen und dem Himmel. An manchen Tagen war ihr diese Vorstellung verlockend erschienen – wenn sie wieder einmal gescholten wurde, weil sie sich beim Bäumeklettern einen Strumpf zerrissen hatte, die Liste der deutschen Könige und Kaiser seit Karl dem Großen nicht fehlerfrei hersagen konnte oder dabei ertappt worden war, wie sie Else in der Küche half und dabei das verpönte Platt sprach.

Emilie setzte sich auf die Brüstung zwischen zwei Zinnen und schaute hinunter. An klaren Tagen konnte man bis zum Rhein sehen, dessen Tal heute jedoch im Dunst lag. Sie atmete tief durch. Der vertraute Anblick der Höhenzüge, von denen ihre Heimatstadt umgeben war, ließ sie zur Ruhe kommen. Während sie ihre Augen in die Ferne schweifen ließ, kreisten ihre Gedanken um die Frage, die sie in den letzten Wochen immer wieder beschäftigt hatte: Wie würde sich ihr weiteres Leben gestalten? Nach dem Ende ihrer Schulzeit hatte sie die letzten Jahre wie in einen Kokon versponnen zu Hause verbracht – zu weitgehender Untätigkeit verdonnert, da es sich in den Augen ihrer Eltern für sie nicht ziemte, eine Berufsausbildung zu machen oder eine höhere Bildung zu erwerben. Ihr ganzes Dasein war darauf ausgerichtet, eine gute Partie zu machen und in den Hafen einer soliden Ehe zu steuern.

Als ihr jüngerer Bruder Maximilian vor einigen Wochen Elberfeld verlassen hatte, um in Berlin zu studieren, war Emilie bewusst geworden, dass auch ihre Tage im elterlichen Nest gezählt waren. Nicht, weil man sie daraus hätte vertreiben wollen. Besonders ihrer Mutter lag nichts ferner. Die Vorstellung, nach ihren beiden Söhnen auch ihre Tochter gehen zu lassen, war Irmhild unerträglich. Sie war nicht der Meinung, dass es bereits an der Zeit war, Emilie unter die Haube zu bekommen. Dementsprechende Andeutungen ihres Mannes überhörte sie geflissentlich.

Für sie stand es zwar auch außer Frage, dass Emilie heiraten sollte – aber doch nicht so bald. In ihren Augen war sie dafür noch zu kindlich und unreif. Emilie ärgerte sich einerseits über diese Einschätzung, war andererseits aber dankbar für die Haltung ihrer Mutter. Bislang hatte sie Gustav daran gehindert, sich ernsthaft nach einem Schwiegersohn umzusehen. Emilie ahnte, dass mit Beginn ihrer Volljährigkeit die Schonzeit ihrem Ende entgegenging. Ihr Vater würde sie gewiss nicht auf Biegen und Brechen in eine Ehe zwingen. Dass er aber nicht lockerlassen würde, bis sie einem geeigneten Mann das Ja-Wort gab, stand ebenso fest.

Und was willst du?, fragte eine leise Stimme in ihr. Du bist jetzt erwachsen. Ist es nicht dein gutes Recht, selbst zu bestimmen, wie dein Leben aussehen soll? Es gibt doch genug junge Frauen, die auf eigenen Beinen stehen. Die eine Ausbildung machen oder gar studieren. Emilies Gedanken wanderten zu Paula, einer ihrer Mitschülerinnen, die nach Karlsruhe auf eines der wenigen Mädchengymnasien gewechselt hatte, um dort Abitur zu machen und anschließend an der Freiburger Universität Medizin zu studieren, die als eine der ersten Hochschulen im Kaiserreich Frauen zuließ. Emilie hatte Paula beneidet. Sie stellte es sich herrlich vor, fern der Familie in einer anderen Stadt zu wohnen, selbst zu bestimmen, wie sie ihre Tage verbrachte, und vor allem etwas zu tun, das ihr Freude bereitete und sie zugleich in die Lage versetzen würde, ihren Lebensunterhalt selbst zu verdienen.

»Emilie hat ein Talent, das man meiner Meinung nach unbedingt fördern sollte. Ich lege Ihnen sehr ans Herz, sie auf die hiesige Kunstgewerbeschule, besser noch auf eine Akademie zu schicken.«

Die Worte ihrer Lehrerin, die sie tief in sich begraben hatte, klangen ihr in den Ohren, als stünde Fräulein Otterbruch neben ihr und wiederholte ihren Appell, den sie auf der Abschlussfeier von Emilies Schulklasse vor drei

Jahren an ihren Vater gerichtet hatte. Gustav Berghoff hatte ihr höflich zugehört, unverbindlich gelächelt, seiner Tochter die Wange getätschelt und gesagt:

»Ich danke Ihnen für Ihr freundliches Urteil. Emilie kann in der Tat ganz hübsch zeichnen. Aber Flausen sollte man dem Kind deswegen nicht in den Kopf setzen.«

Mit einer leichten Verbeugung hatte er Fräulein Otterbruchs Versuch, weiter in ihn zu dringen, beendet und sich empfohlen. Emilies Hoffnung, ihre Lehrerin könnte erreichen, was ihr selbst nicht gelungen war, hatte sich nicht erfüllt. Ganz im Gegenteil. Der zusammengepresste Mund, mit dem ihr Vater der Lehrerin den Rücken kehrte, hatte ihr gezeigt, dass für ihn allein das Ansinnen, seiner Tochter den Weg in ein Dasein als Künstlerin zu ermöglichen, einen Affront darstellte.

Die Erinnerung daran ließ Emilie die Augen schließen. Sie biss sich auf die Zungenspitze. Denk nicht mehr dran, befahl sie sich. Was bringt es, einem Traum nachzuhängen, der sich nie erfüllen wird? Zumindest nicht, wenn sie nicht mit ihren Eltern brechen und sich von der Familie lossagen wollte.